

Fast

Luis war knapp zwei Jahre alt und tollte im Garten herum.
Seine Mutter brachte nur schnell die Wäsche ins Haus.
Als sie wiederkam, war nichts mehr wie zuvor

Text
ANDREA MÜLLER

Fotos
MONIKA KEILER

ertrunken



Trotz allem eine
heile Familie:
Luis (Mitte) mit
seinen Eltern
und dem älteren
Bruder zuhause
im Garten

Sie rief seinen Namen, immer wieder. Noch ehe sie ihn fand, wusste Anke plötzlich genau, wo Luis war

Wie schwerelos gleitet Luis über die Wasseroberfläche, Blick nach oben, in leicht angewinkelter Rückenlage. Sein Kopf liegt in der Armbeuge des Therapeuten. Erst als die beiden sich dem Beckenrand nähern, erkennt man, dass Luis lächelt. „Der Luis liebt das Wasser“ sagt Anke, seine Mutter.

Ab und an spritzt ein Wassertropfen auf sein ebenmäßiges, stupsnasiges Jungsgesicht. Der Ausdruck seiner blauen Augen wechselt zwischen jener typischen Apathie von Wachkoma-Patienten und dem hellwachen Strahlen eines gesunden Jungen, der zwischendurch einfach einen Scherz macht.

Luis gibt Laute von sich, die mal an das Heulen von Wölfen oder auch an Walgesänge erinnern, zwei Oktaven verschie-

dener Tierstimmen. „Ja, Luis, da lachst du!“, sagt seine Mutter und lächelt dann auch.

Luis hat Schwimmtherapie.

Anke sitzt am Beckenrand des Pools der Reha-Klinik „Bavaria“ in Kreischa bei Dresden. Zwei Therapeuten sind mit ihren Schützlingen im lauwarmen Wasser, bewegen sich langsam, ab und an hört man ein leises Plätschern.

Vor dem Wasser hatte Anke die größte Sorge, weil sie nicht wusste, ob ihrem Sohn eine Erinnerung geblieben ist, ein unterbewusstes Trauma, irgendetwas, das ihn krampfen ließe, sobald er mit Wasser in Berührung käme.

Aber Luis erinnert sich nicht. Weder an den Tag, der sein Leben für immer verän-

dert hat, noch an das Wasser, das ihn fast umgebracht hätte.

Es war der 14. Juli 2010, Luis war knapp zwei Jahre alt, als er wie immer wild über die Wiese tollte. Er liebte den Spielturn, die Rutsche und den Sandkasten, vor allem jedoch das Planschen im nagelneuen Gartenpool, für ihre beiden Söhne hatten Anke und ihr Mann Oliver den Garten zu einem Kinderparadies gemacht.

Luis sprach mit Marienkäfern, die er auf Blüten fand und er kletterte überall hoch. Er war ein Super-Kletterer.

Seine Mutter ging nur kurz ins Haus, um den Wäschekorb rein zu bringen. Als sie durch die Balkontür zurück in den Garten kam, war Luis weg. Aus ihrem Blickfeld verschwunden. Eben war er noch unter ihr und der Wäschespinne hindurchgepest, in Richtung Sandkasten.

Wo war Luis?

Sie rief seinen Namen, immer wieder, rannte los, suchte Sandkasten, Rutsche und Rasen ab, sie rief, so laut sie konnte. Gedanken rasten ihr durch den Kopf, unvorstellbare Horror-Szenarien, und noch ehe sie ihn fand, wusste Anke plötzlich genau, wo Luis war. Ganz alleine war er die Leiter des Gartenpools herauf geklettert.

A

Als sie ihn fand, schwamm sein kleiner Körper leblos auf der Wasseroberfläche, das Gesicht nach unten, Arme und Beine vom Körper abgespreizt. Anke zog ihren Sohn an den Füßen aus dem Wasser, legte ihn neben sich ins Gras. Ihr Vater im Haus nebenan hörte ihr lautes Weinen, eilte der Tochter



Die leuchtenden LED-Schlangen sollen Luis' Sinne anregen. Doch er reagiert kaum auf Außenreize



„Der Luis liebt das Wasser“, sagt seine Mutter bei der Schwimmtherapie. Daran, dass es ihn fast umgebracht hat, erinnert er sich nicht

zur Hilfe: Herzmassage, Beatmung. Luis spuckte bei der Wiederbelebung durch seinen Großvater einen gefühlten Liter Wasser aus. Noch im Garten musste er vom Notarzt ins künstliche Koma gelegt werden, ehe ein Rettungshubschrauber Luis in die nächste Klinik brachte. Was wird aus meinem Kind, fragte sich Anke. Wird es überleben? Und was, wenn nicht?

Luis' Vater ist Feuerwehrmann. Er hörte über Funk, dass ein Zweijähriger im Ortsteil Brieske/Senftenberg verunglückt war. Es gibt nicht viele Zweijährige in Brieske. Er wusste sofort, dass es sein Sohn war. In der Klinik wagte kein Arzt genaue Prognosen.

Nur einer war sich sicher: Luis werde taub und blind sein, wenn er aufwache. Anke glaubte ihm nicht. Später entschuldigte er sich bei ihr.

Am Morgen nach dem Unglück standen zwei Polizisten an Luis' Bett. Verletzte Aufsichtspflicht, lautete die Anklage. Gegen Anke.

I

Im Strafgesetzbuch, Paragraph 60, heißt es: „Das Gericht sieht von Strafe ab, wenn die Folgen der Tat, die den Täter getroffen haben, so schwer sind, dass eine Verhängung einer Strafe offensichtlich verfehlt wäre.“ Anke glaubt, ihre Anwältin hätte Wunder vollbracht. Sonst wäre sie womöglich im Knast gelandet. Doch es wäre eine schlechte Anwältin gewesen, die diese Anklage nicht vom Tisch gefegt hätte, sagt ein Staatsanwalt.

Im Jahr 2017 ertranken in Deutschland neun Kinder unter fünf Jahren. In Schwimmbädern, Gartenteichen, Badewannen, ja sogar in Regenpfützen. Kinder, die so einen Unfall überleben, behalten fast immer schwere Schäden zurück, weil das Gehirn zu wenig Sauerstoff bekommt. Oft führt das zu krampfartigen Lähmungen und zum sogenannten apallischen Syndrom: Das Kind zeigt dann kaum noch Reaktionen auf Außenreize und befindet sich in einer Phase des Wachkomas.

So wie Luis.

Luis kann nicht alleine essen, nicht trinken, er kann nicht laufen, nicht sprechen und sich kaum bewegen.

Wenn Anke mit ihm spricht, antwortet Luis mit Gesten, die vor allem seine Mutter einzuordnen weiss. Er macht Geräusche und Gesten, die Anke wie ein Simultanübersetzer kommentiert „er freut sich, er hat Hunger oder er ist müde“. Der Draht zwischen Sohn und Mutter wirkt dauerhaft aktiv, Anke ist Luis' Medium, sein Sprachrohr.

Anke ist dankbar, dass Luis noch lebt.

Luis hat Pflegegrad 5: Er wird gewickelt, gewaschen, angezogen und gefüttert. Zuerst bekommt er zwei, drei Löffel püriertes Allelei „ein bisschen was zum Naschen“, noch vor kurzem lief es ihm zur Hälfte aus dem Mund, inzwischen kann er problemlos ein paar Löffel Püriertes schlucken. Und den Rest dann durch eine Spritze über die Magensonde. Er schläft in einem Pflegebett und braucht Betreuung rund um die Uhr. Nicht nur hier, in der Reha-Klinik, wo er zusammen mit Anke sechs Wochen verbringt.

Jedes Mal, wenn Luis lächelt, huscht seine Mutter mit dem iPhone zum Beckenrand und verewigt es. Auch wenn es absolut identisch ist mit dem Lächeln davor.

Nach dem Schwimmen wird Luis abgetrocknet, gewickelt, seine Mama küsst ihn auf den Bauch. Er liegt auf einer weichen Liege in der Umkleidekabine, wirkt klein und zart für seine zehn Jahre. Größe 128 entspricht in etwa der eines Siebenjährigen. Er wiegt 23 Kilo.

Luis hat wohlgeformte, saubere Füße, erstaunlicherweise ist es das, was auffällt. „Wenn seine Füße doch einmal dreckig wären“, bringt Anke, wie nebenbei, einen Herzenswunsch hervor, der sich kaum erfüllen wird: Ach, könnte Luis doch nur wieder laufen.

Luis wird frisch angezogen, duftet nach Babypuder. Die Mutter schiebt ihn zur Klinik-Kantine.

Unterwegs noch schnell ein Selfie, Anke sagt: „Luis hat meine Augen“. Doch ihre Augen sind helltürkis, die von Luis dunkelblau. Es ist eher Luis großer Bruder Luca, der Ankes Augen hat. Vater und großer Bruder sind wochenlang alleine, wenn Anke mit Luis zur Reha ist. „Sie kommen zurecht. Sie wissen ja, dass es Luis' Fortschritten dient.“ Anke ist groß, schlank, hellblond, trägt Jeans und Ballerinas. Sie sticht heraus aus der Menge der Reha-Mütter mit kranken oder schwer kranken Kindern. „Müssen wir deshalb alle in grau gehen?“, fragt sie, die neben dem Clown, der ab und zu seine Kindershow präsentiert, hier die einzige ist, die

knallige Farben trägt. Anke möchte hübsch sein. Vor allem für Luis.

Hier in Kreischa entstehen Freundschaften, Unglück schweiß eng zusammen als Glück. Die Mütter essen gemeinsam Abendbrot und treffen sich zum Rauchen vor dem Haupteingang. Neulich sind sie sogar abends gemeinsam um die Häuser gezogen: die Kinderschwester hatten den Mütter-Dienst übernommen, „damit wir mal hier rauskommen“, sagt Anke.

A

Aman, ein türkischer Junge mit Laufwagen, sagt zu Luis im Rollstuhl: „Komm, Kleener, wir machen ein Wettrennen.“ Nicht, dass Luis ihn verstanden hätte. Anke lacht. „Vergiss es“, sagt sie, „Luis kann nicht rennen.“ An Fasching verkleidet sie Luis als Löwe oder Marienkäfer, an Weihnachten hat er eine Nikolausmütze auf. Ankes Dokumentation von Handyfotos zeigt Luis rund 800 mal: Luis als Indianer, Luis mit Delfinen, Luis mit Alpacas, Luis mit seiner Familie, und vor allem: mit ihr. Seiner Mama.

Früher hat sie viel gefeiert, sagt Anke, sie mag die „Großstadtengel“ und Matthias Reim. „Bei uns war ständig Full House. Alle kamen in unser großes Haus und den schönen Garten.“

Doch nach dem Unfall war alles anders.

Den Pool hat sie sofort entsorgt. Ein paar Freunde auch. „Es gab Menschen“, sagt sie, „die mit dem Unglück nicht umgehen konnten. Sich nicht mal gemeldet haben, um zu fragen, ob sie etwas für uns tun können.“ Irgendwann kommt der Punkt, von dem an man solche Freunde nicht mehr vermisst. Anke hat eine Aufgabe, die wichtiger ist. Sie hat Luis' Facebook-Seite „Kleiner Kämpfer auf großer Reise“ genannt. In Wahrheit ist sie selbst die Kämpferin. Die immer wieder Rückschläge einstecken muss. Sie sagt: „Momentan ist Luis sehr spastisch. Er beginnt, mit den Zähnen zu knirschen. Und sich selbst zu beißen.“

Für Luis gibt es keine Diagnosen mehr. Jeder Patient mit dieser Behinderung entwickelt sich anders.

„Ich plane maximal zwei Wochen im Voraus. Ich denke nicht an die Zukunft. Ich versuche, immer nur das Beste daraus zu machen“, sagt Anke.

Anfangs war sie selbst in Therapie. Auch wegen ihrer Schuldgefühle. Es hat ihr nicht geholfen. Im Gegenteil.

„Immer wieder hat die Therapeutin mit dem Tag X begonnen. Aber irgendwann dachte ich: jetzt ist Schluss mit Tag X. Ich kann diesen Tag nicht ungeschehen machen. Ich lebe schließlich mit den Konsequenzen. Tagtäglich.“

Die Warms in Endlosschleife hat sie hinter sich, sagt sie. Warum bloß hat sie am 14. Juli kurz vor 15 Uhr den verdammten Wäschekorb ins Haus gebracht? Warum hatte sie sofort so ein Scheißgefühl im Bauch, als sie zurück in den Garten kam? Warum hat sie Luis nicht einfach zu ihrem Vater geschickt? Und warum hatte Luis keine Schwimmflügel an?

M

Manchmal zuckt sie einfach die Schultern.

„Was ändert das?“, fragt sie.

Soll sie sich schuldig fühlen?

Ihre türkisfarbenen Augen füllen sich mit Tränen, wenn es um die Schuldzuweisung geht: verletzte Aufsichtspflicht. Als wäre sie selbst nicht genug verletzt worden. Aber weinen ist nicht, allein schon wegen der Wimperntusche.

„Ich bin schuld“, sagt Anke. Drei Worte, die wie Selbstverletzung klingen. Sie hat es oft genug gesagt. Ihrem Mann, ihren Eltern, Luis' großem Bruder. Und auch Luis selbst, der sie nicht verstehen kann. Niemand hat ihre Worte wiederholt. Keiner hat ihr Vorwürfe gemacht. Keiner weiß, wie schwer ihre Schuld wirklich wiegt. Aber alle ahnen es. So schwer, dass man es nicht mehr sagen muss.

Nicht einmal ganz am Anfang, direkt nach dem Unfall, hat Luis' Vater ihr einen Vorwurf gemacht. Er hat keine der Fragen gestellt, die sie sich selbst gestellt hat.

Vielleicht hat es mit Liebe zu tun. Mit einer Geste der Menschlichkeit, die nicht

„Kleiner Kämpfer auf großer Reise“ – so heißt die Facebook-Seite, auf der Anke Fotos wie dieses postet, die ihr Hoffnung machen



selbstverständlich ist, wenn das eigene Kind so schwer verletzt wird.

Luis' Eltern sind seit der Schule ein Paar. „Klar streiten wir mal, wenn wir an Luis' Zukunft denken. Aber wir lachen auch!“, sagt Anke. Viele Ehen mit schwer behindertem Kind gehen in die Brüche. Luis Vater überlässt seiner Frau die Aufgabe, sich um Luis zu kümmern. Er hat verstanden, dass sie mit ihrer Aufopferung ihre Schuldgefühle abarbeitet.

Sogar die Abende in Reha-Zentren hat sie Luis gewidmet. Wenn er längst schläft, postet seine Mutter die News der Therapie.

Wie er schluckt. Wie er lächelt. Wie er auf dem Therapie-Fahrrad sitzt. Sie erzählt von einem anderen kleinen Jungen gleichen Alters, dem Ähnliches passiert ist. Der all das nicht kann. Seine Eltern haben ein neu-

es Kind gemacht, um den Schmerz zu kompensieren. Hätte Anke auch gekonnt. Wollte sie aber nicht. Sie will für Luis da sein.

Voller Stolz erzählt sie, dass Luis seit letztem Sommer zur Schule geht. Wo er das ABC und das Einmaleins lernt. Wie alle anderen Kinder. Naja, vielleicht nicht ganz so.

Er stempelt das ABC. Seine Hand wird dabei geführt. Und die Lehrerin sagt dann dazu Buchstaben. Es ist eine integrative Schule. Aber wenigstens kann Anke sagen, dass Luis jetzt ein Schüler ist.



ANDREA MÜLLER, hat vor vier Jahren zum ersten Mal von Luis erfahren. Seitdem ist sie mit seiner Mutter in Kontakt und voller Bewunderung für die Kraft, mit der sich Anke für ihren Sohn einsetzt

Keiner weiß, wie schwer ihre Schuld wirklich wiegt. Aber alle ahnen es. So schwer, dass man es nicht sagen muss